

[B.1] Stenogramm des Gesprächs mit S. A. Pekker  
Das Gespräch wurde vom wissenschaftlichen Sekretär der Kommission A. A. Belkin durchgeführt. Es wurde von Rosljakowa aufgezeichnet.

Kiew, 1. März 1944

Solomon Abramowitsch Pekker

1884 geboren, Jude, gebürtig aus Radomyschl, Oblast Kiew. In Kiew seit 1917. Parteilos. War vor Beginn des Krieges leitender Hausverwalter für den Lenin-Bezirk. Jetzt ist er leitender Hausverwalter im gleichen Bezirk.

Ich konnte Kiew nicht verlassen, weil ich zu den Angestellten des Stadtrates gehörte, die große Aufgaben im Hinblick auf den Schutz der Stadt hatten. Im Haus, in dem ich Hausverwalter war, wohnte unsere Elite: der 3. Sekretär der KP(b)U<sup>1</sup> Spiwak, der Sekretär der Partei der Stadtleitung Schamrilo, sein Stellvertreter Popow, der auch für die lokale Luftverteidigung zuständig war, und andere. Mir wurde gesagt, dass ich bis zum letzten Moment kein Recht hätte, die Stadt zu verlassen, und dass ich mit ihnen abreisen würde.

Am 16. September war es noch still. Am 17. September wurde es unruhig, die Deutschen umzingelten die Stadt. Am 18. September war die Stadt bereits vollständig eingekreist. Wir beschlossen uns durchzukämpfen. Es versammelten sich die Truppen der lokalen Verteidigung der Stadt und Vertreter des NKWD<sup>2</sup>. Die Stimmung war schlaff, unenthusiastisch. Unsere Anführer ließen ebenfalls den Kopf hängen. Es war nicht möglich durchzustößen, und wir wurden in einen Sumpf getrieben, wobei Hunderttausende ihr Leben verloren. Diejenigen, die aus der Einkreisung ausbrechen konnten, haben sich gerettet.

Ich und eine ganze Gruppe von Menschen beschlossen, nach Kiew zurückzukehren. Ich war mit einem gewissen Brodtkin, einem Apotheker aus Schitomir, unterwegs. Es waren noch Leute mit uns, deren Familiennamen ich nicht kenne. Wir haben uns auf den Weg zurück nach Kiew gemacht, wo wir am 22. September ankamen. Die Deutschen waren bereits in der Stadt.

Ich konnte mir nicht vorstellen, dass die Deutschen solche Barbaren sein würden. Ich ging wagemutig durch die Stadt in Richtung meines Hauses. Ich suchte meine Frau in der Wohnung Nr. 1, wo ich sie allein gelassen hatte, weil ich dachte, dass es für sie schwierig sein würde, mit uns wegzugehen. In der Wohnung waren Deutsche. Meine Frau fand ich in einer anderen Wohnung ohne Hab und Gut und ohne Möbel. Alles war ausgeraubt und zerstört worden. Die Situation war katastrophal.

Ich hatte mich kaum gesetzt und noch nicht umgezogen, als schon die Gendarmen in das Haus kamen. Ich erschrak nicht einmal, da ich noch nicht wusste,

---

<sup>1</sup> Kommunistische Partei (der Bolschewiki) der Ukraine.

<sup>2</sup> Innenministerium der UdSSR.

dass sie solche Barbaren wären. Meine Frau sagte mir: „Verschwinde, versteck dich. Sie werden dich mitnehmen.“ Ich hörte auf ihren Rat.

Als sie in unsere Wohnung kamen, fragten sie zunächst: „Gibt es hier Kommunisten?“ Meine Frau antwortete: „Hier gibt es keine Kommunisten.“ Sie hatten den Verdacht, dass Schamrilo und Popow sich in der Wohnung befinden würden, da ich vor der Besetzung die ganze Zeit mit ihnen zusammen gewesen war. Die Gendarmen gingen. Eine Stunde später schickten sie einen anderen Mann. Als wir sahen, dass es schlecht für uns aussah, begaben wir uns durch die Hintertür in den Heizraum [B.2] und übernachteten dort. Meine Frau brachte uns etwas zu essen. Wir verbrachten die ganze Nacht in diesem Keller.

Am 23. September kehrten wir wieder in die Wohnung zurück. Ich beschloss mich umzuziehen, weil ich dreckig, nackt und barfuß war. Meine Schuhe hatte ich im Sumpf verloren. Sobald ich die Wohnung betreten hatte, kamen wieder die Deutschen. Ich konnte rechtzeitig aus dem Fenster springen und mich verstecken.

Genau um zwölf Uhr mittags gab es an der Ecke der Prorisnaja-Straße eine Explosion. Die Deutschen rannten umher, es gab eine große Panik. Sie fingen an ausschließlich Juden zu fangen und sie gruppenweise zu verhaften.

Meine Frau sagte zu mir: „Solomon, es ist zu gefährlich, wir müssen verschwinden!“ Aber wohin sollten wir gehen? Aufgrund der unerwarteten Situation wussten wir nicht, wohin wir gehen sollten.

Olga Romanowna<sup>3</sup> sagte: „Wir gehen aufs Geratewohl. Hier werden wir sowieso sterben.“

An diesem Tag jagten die Deutschen die Juden, brachten sie an einen Ort außerhalb der Stadt und zwangen sie, sich selbst Gräber zu graben. Viele wurden lebendig begraben. Wenn ich es auch nicht mit eigenen Augen gesehen habe, meine Frau hat es gesehen. Wenn ich es auch nicht gehört habe, sie hat es gehört. Sie und ich sind zusammen ein Ganzes.

Ein Arbeiter gab uns die Auskunft, dass sich in einer bestimmten Wohnung drei jüdische Kommunisten befänden. Bei ihm war auch die Freundin meiner Frau, die uns früher schon gewarnt hatte. Wir gingen also zur Prosorowskaja-Straße 32, in die Wohnung Nr. 22. Dort erhielten wir für ein paar Tage Obdach.

Am 28. September kam nachmittags die Freundin meiner Frau zu uns und teilte mit, dass in der Stadt Anschlagzettel verklebt worden seien mit dem Befehl an alle Juden, unabhängig von ihrem Alter in der Degtjarjowskaja-Straße zu erscheinen. Nachdem dieser Befehl erteilt worden war, sagte die Freundin von Olga Romanowna: „Bring Solomon von hier weg, ich habe Angst, ihn hier zu halten.“

Wir mussten handeln. Sie ging sofort zu einem Bekannten in der Siedlung Swjatoschino und gab ihm eine Geldsumme, damit er uns Obdach anbieten würde. Er war einverstanden: „Gut, bring sie zu mir, ich werde sie unterbringen.“ Er lebte allein in einem Waldhäuschen.

Am 28. September abends, als es schon dämmerte, machten wir uns auf den Weg nach Swjatoschino. Auf den Straßen patrouillierten bereits die Deutschen sowie [einheimische] Polizisten. Wir erreichten Swjatoschino erreicht. Die Streife

---

<sup>3</sup> Ehefrau von Peker S.A. Manchmal nennt er seine Frau auf diese Weise (mit Vor-und Vatersnamen).

auf der Straße ließ uns erst nicht durch, doch meine Frau war schlau. Sie fand die richtigen Worte, und wir durften die Wachtposten passieren.

Bei unserer Ankunft war es schon dunkel. Hier lebte Muchortowskij, der Bruder ihres Ex-Mannes. Sie hoffte, dass er uns reinlassen würde. Als wir ankamen, klopfte sie an. Es war spät in der Nacht. Er weigerte sich uns hereinzulassen. Sie bat ihn auf Knien, uns übernachten zu lassen, doch der Bruder lehnte ab.

Wohin sollten wir gehen? Wir wussten es nicht. Im Wald übernachten? Das taten wir dann. Am nächsten Tag klapperte meine Frau einige Adressen ab, wo wir uns vielleicht verstecken könnten. Und sie fand einen Ort - bei der Mutter ihres Ex-Mannes. Die alte Dame war gottesfürchtig und sagte: „Ich möchte Menschen retten. Lasst sie zu mir kommen.“

Wir verbrachten mehrere Tage bei ihr im Keller. Dann ging Olga Romanowna in die Stadt, um eine Wohnung zu finden, in der wir uns verstecken könnten. In Swjatoschino wusste jeder, dass sie nicht ohne Grund gekommen war. Da sie gekommen war, hatte sie folglich jemanden [B.3] mitgebracht.

In der Stadt erhielt sie die Wohnung Nr. 43 in der Krasnoarmejskaja-Straße, woraufhin sie uns in Swjatoschino abholte und zur neuen Wohnung brachte. Es war sinnlos, alle drei Personen in einer Wohnung unterzubringen. Deshalb brachte sie Schitomirskij und Braukin in der Wohnung ihres Ex-Mannes in der Korolenko-Str. 71, Wohnung Nr. 8 unter.

Noch bevor wir die Wohnung betreten konnten, wurden wir vom Hausverwalter Karpenko verraten. Er wollte eine Hausdurchsuchung durchführen, um herauszufinden, wer in der Wohnung war. Meine Frau sagte: „Ich vertraue Ihnen nicht. Ich vertraue nur den deutschen Gendarmen.“ Er war bereit, einen Gendarmen zu rufen. Dies machten wir uns zu Nutze und gingen durch die Hintertür auf den Dachboden, wo wir uns zwei Tage lang aufhielten. Danach schickte sie mich zum Bajkowo-Friedhof und dann nach Swjatoschino.

Bevor wir nach Swjatoschino gingen, waren wir auf dem Bajkowo-Friedhof. Dort gab es Grabkammern reicher Leute, in denen wir uns versteckten. Auf dem Friedhof versteckten sich um die 30 Menschen. Nachts kamen sie wie Schatten aus den Grabkammern heraus. Wir versammelten uns und berieten, was wir weiter tun sollten. Tagsüber lagen alle in den Grabkammern. Man brachte uns sogar Nahrungsmittel. Auf dem Friedhof war ein alter, anständiger russischer Wachmann, der dafür bezahlt wurde. Er kannte die Leute bereits, holte die Nahrungsmittel ab und gab sie an uns weiter. Jeder, der dort war, hatte eine vertraute Person.

Doch als der Frost kam, wurde es schwierig, auf diesem Friedhof zu bleiben. Deshalb zogen wir nach Swjatoschino. Dort lebten wir zwei Wochen lang wieder bei der alten Dame, wobei wir die ganze Zeit im Keller verbrachten.

Wie ich bereits erzählt habe, hat Olga Romanowna nach unserem Aufenthalt in Swjatoschino eine Wohnung erhalten können. Während sie auf der Arbeit war, blieb die Wohnung verschlossen. Jeder wusste, dass sie allein in der Wohnung lebte. Zu der Zeit achtete noch niemand besonders auf diese Wohnungen. Wenn es keine Lockspitzel gäbe, hätte man entspannt in der Wohnung sitzen bleiben können, da die Deutschen nicht von Tür zu Tür gingen. Wenn aber ein Lockspitzel etwas sah, war alles verloren.

Nach einer Weile passierte etwas Wichtiges. Ich hatte einen Fahrer, der fünf Jahre lang für mich gearbeitet hatte. Ich hatte gehofft, dass jemand, der schon fünf Jahre für mich arbeitete und mit dem ich befreundet war, mir helfen würde. Ich sagte: „Olusja, wenn du Pjetka [den Fahrer] siehst, sag ihm, dass ich hier bin. Vielleicht hilft er uns aus Kiew zu entkommen.“ Sie traf sich mit ihm und teilte mit, dass ich mich mit ihm treffen wolle. Als er ankam, verließ ich meine Ecke. Ich hatte einen Platz hinter dem Geschirrschrank, dem Kleiderschrank oder dem Spiegel. Hinter dem Geschirrschrank gab es unter dem Fenster eine Nische. Ich ging hinaus und gab mich ihm zu erkennen. Obwohl ich bereits einen langen Bart hatte, erkannte er mich. Anstatt mir Hilfe zu leisten, verriet er mich an die Gestapo. Er erklärte, dass sich in einer bestimmten Wohnung Kommunisten und Juden versammelt hätten.

Es kam ein ukrainischer Polizist, der früher als Lastträger für mich gearbeitet hatte, und sagte: „Olga Romanowna, man hat uns berichtet, dass sich Solomon Abramowitsch und noch andere hier versteckt halten.“ Sein Bruder war Polizeichef und er selbst Polizist, beide Ukrainer. Er warnte uns rechtzeitig. Und tatsächlich, zwei Tage später kam man zu uns mit einer Hausdurchsuchung. [B.4]

Ich musste mich erneut „orientieren“ und nach anderen Mitteln greifen, um ein Versteck zu finden. Olga Romanowna fand eine Wohnung außerhalb der Stadt. Diese Frau hat so viel Energie, so viel Willenskraft, so viel Intelligenz! Das sage ich nicht bloß, weil sie meine Frau ist. Sie ist so gut - und so tüchtig! Ich habe bei niemandem so viel Energie gesehen wie bei dieser kleinen Frau. Sie zeigte große Fürsorge nicht nur in Bezug auf mich, sondern auch in Bezug auf alle leidenden Menschen.

Wir zogen weiter in das Haus Nr. 3 im Peschanij Pereulok zu Wladimir Akimowitsch Popow, einem sehr anständigen Moskauer, der ein Hausbesitzer und Leiter eines Pelzgeschäfts war.

In der Zwischenzeit machte sich meine Frau mit den Mitgliedern einer Untergrundbewegung bekannt, weil wir ja von etwas leben mussten. Wenn man nicht arbeiten würde, wäre es verdächtig. Sie fand eine Arbeitsstelle in einer Genossenschaft, wo sie Puder in Kisten verteilen musste. Sie arbeitete fast rund um die Uhr. Nachts brachte sie Essen mit, wobei es notwendig war, es an verschiedene Orte zu bringen. Es musste auch noch Brennholz vorbereitet werden, um es auch an verschiedene Orte zu transportieren. Diese kleine Frau trug manchmal bis zu zwei Puds<sup>4</sup>!

In diesem Haus begann unsere illegale Arbeit. Meine Frau stand mit einem gewissen Dimitri Lisowjetz in Verbindung. In dieser Organisation befand sich auch Pjotr Tschtwertjakow. Sie hatten Vertrauen in uns, und wir begannen zu arbeiten. Sie haben uns sogar ein Radio zur Verfügung gestellt.

Lisowjetz war Dekan des Pädagogischen Instituts in Nischyn<sup>5</sup>. Er hatte auch einen in der städtischen Parteileitung. Er ist später erschossen worden.

Als wir das Radio bekamen, machte die Arbeit mehr Spaß. Wir konnten nun Nachrichten aus Moskau erhalten. Das war im Mai 1942. Der Peschanij Pereulok

---

<sup>4</sup> Ein altes Maß für Masse aus Russland. 1 Pud glich einer Masse von 16,38 kg.

<sup>5</sup> Eine Stadt in der Oblast Tschernihiw der Ukraine.

befand sich neben der Eisenbahn, es war ein abgelegener Ort. Der Hof sah verlassen aus und es war schwer vorstellbar, dass sich hier jemand verstecken würde. Die Hütte war klein, die Türen unauffällig und tief in der Wand verbaut. In der Nähe der Hütte befand sich ein kleiner Garten. Im Zimmer fanden wir ein Bett, einen Tisch und einen Stuhl. Im Geschirrschrank platzierten wir das Radio. Tschetwertjakow hat uns hier untergebracht. Wir zeichneten jede Radiosendung des Sowjetischen Informationsbüros<sup>6</sup> auf und verteilten sie dann durch meine Frau.

Es ist nicht einfach, unseren Zustand zu beschreiben, als wir die ersten Geräusche im Radio aus Moskau hörten. Wir saßen da und weinten. Das war der erste Bericht um Mitternacht, vor dem Erklingen der Internationale<sup>7</sup>.

Als wir die Worte „Hier spricht Moskau...“ hörten, fingen wir an zu weinen. Wir waren zu dritt: ich, Brodkin und Schitomirskij. Wir hörten die Übertragung aus Moskau so, als würde die Rote Armee auf uns zukommen. Es schien uns, dass Moskau auf dem Weg zu uns war und uns retten würde. Der erste Bericht drehte sich um Woronesch. Übrigens wurde an einer Stelle des Berichtes über eine Niederlage gesprochen.

Wir waren am Boden zerstört. „Wir sind verloren. Wir hatten es so eilig, Hilfe zu bekommen. Wir sollten lieber Selbstmord begehen.“ Als am nächsten Tag meine Frau kam, sagten wir: „Olusja, es steht schwer um uns, sehr schwer. Unsere Situation ist schrecklich.“ Sie half uns mit ihrer Willenskraft und warf uns vor, kleinmütig zu sein. Wir rissen uns zusammen. Die weiteren Radioberichte wurden schon besser. Wir hörten die Internationale und Musikübertragungen. Eine Zeit lang waren gar keine Berichte zu hören. Dann kamen sie wieder regelmäßig, morgens, nachmittags und abends.

Tschetwertjakow brachte eine Kautschuk-Druckerei mit, und wir fingen an, Flugblätter herzustellen. Wir druckten die Flugblätter in einer Auflage von 150 Stück. [B.5] Dies waren Appelle an die Menschen: „Nicht mehr lange, und die Ukraine wird befreit sein!“ Als man begann, Arbeiter nach Deutschland zu transportieren, schrieben wir: „Fahrt nicht nach Deutschland, dort sterben Menschen.“ Unsere Aufgabe war es, diese Flugblätter zu drucken und sie durch Olga Romanowna an Lisowjetz zu übergeben.

Dann begannen wir, alle möglichen Dokumente, Urkunden und Geburtsurkunden auszustellen. Wir stellten Bescheinigungen aus, aus denen hervorging, dass eine bestimmte Person an einem bestimmten Ort geboren war. Es wurde auch ein Taufschein von der Gemeindekirche beigelegt. Wir stellten Bescheinigungen darüber aus, dass jemand eine Vorstrafe wegen konterrevolutionärer Agitation oder antisemitischer Äußerungen hatte. Solche Bescheinigungen wurden insbesondere für Juden ausgestellt. Wir hatten alle möglichen Siegel: von der Polizei und von der Kirche. Wir hatten auch Vordrucke: von der Hausverwaltung, von deutschen Behörden, von volksdeutschen Einrichtungen.

---

<sup>6</sup> Ein 1941 gegründetes staatliches Pressebüro, das Informationen über den Kriegsverlauf an in- und ausländische Agenturen verbreitete.

<sup>7</sup> Das weltweit am weitesten verbreitete Kampflied der sozialistischen Arbeiterbewegung.

Daneben produzierten wir auch selbst Stempel für Dokumente und Bescheinigungen. Pjotr Tschetwertjakow besuchte uns und bat um 5 Bescheinigungen für Iwan Petrowitsch Sidorow und andere. Schon am nächsten Tag holte er sie ab. Olga Romanowna kannte einen Hausverwalter in der Stadt, einen Kommunisten, von dem sie Bescheinigungen erhielt. Eine Komsomolzin gab uns Bescheinigungen für Brotkarten. Jeder Jude erhielt von uns eine Brotkarte, weil manchmal auf der Straße kontrolliert wurde, ob man eine Brotkarte hatte. Wir hatten eigene Leute, die Brotkarten beschafften. Es kam vor, dass Olga Romanowna drei oder vier Tage lang nicht zu uns kam, wenn sie es nicht rechtzeitig schaffte, einen Auftrag von Tschetwertjakow zu erledigen.

Wir saßen in dieser Hütte bis September 1942. Dann kam Tschetwertjakow und sagte, wir müssten von dort verschwinden. Ich fing an, meine Arbeit auf eine andere Weise zu gestalten. Ich hatte einen großen grauen Bart wie Karl Marx. Vor dem Krieg war ich noch dunkle Haare, doch im Zuge all dieser Ereignisse wurde ich grau. Ich hatte lange Haare wie ein Priester, trug eine schwarze Brille und benutzte einen Wanderstab. Ich trug eine Robe, ähnlich wie ein Mönch, und ging in zerrissenen Stiefeln.

Ich nahm die Bibel und ging mit dem Wanderstab langsam in Richtung Markt. Dort setzte ich mich an einen Platz, wo viele Leute zusammenkamen, öffnete meine Bibel und begann laut zu lesen. Die Leute begannen sich um mich zu gruppieren. Ich las alles Mögliche. Es war nicht wichtig für mich, was genau ich las. Wichtig war, dass die Leute sahen, dass ich die Bibel las. Als sich die Leute versammelten, begann ich Gebete zu lesen: das Vaterunser, das Glaubensbekenntnis, die Zehn Gebote. Ich las und bekreuzigte mich.

Als sich das Publikum um mich versammelte, begann ich meine Rede: „Liebe Leute, was sich auf dieser Welt zuträgt, geschieht nur, weil ihr aufgehört habt, an Gott zu glauben. Ihr könnt euch vor Gott nicht verstecken. Väter und Mütter, weil ihr zulasst, dass der Feind unser Blut vergießt, weil ihr die Armen, die Unglücklichen und die Verkrüppelten nicht verschont, weil ihr zulasst, dass Menschen von Unschuldigen zerrissen werden, wird Gott immer zorniger werden. Der Mann, der das Blut der Unschuldigen vergießt, ist verloren.“

Während ich vortrug, spazierten unsere Leute neben mir her. Wir einigten uns darauf, dass sie bei Gefahr ein Hustensignal geben würden. Wenn ich also jemanden husten hörte, musste ich das Gesprächsthema wechseln. Sah ich, dass keine Polizisten mehr in der Nähe waren, kehrte ich zu meinem Vortrag zurück: „Die Stunde der Abrechnung ist nahe für all jene, die Menschenblut vergossen haben, die Stunde der Befreiung von den Menschen, die unser Blut vergossen haben, ist nah...“ Sie gaben mir Eier, Brot, was immer ich wollte. Manchmal brachte ich zweihundert Rubel, Eier, Brot und andere Sachen nach Hause.

In der Mehrzahl waren es alte Menschen und Frauen, die sich um mich versammelten. Man hörte viele Seufzer. Wenn ich mich bekreuzigte, bekreuzigten sie sich auch. Ich spürte ein großes Mitgefühl. Am meisten Erfolg hatte ich vor den [B.6] Feiertagen. Zu Ostern kam ich mit sechzig Eiern nach Hause. Ich war sehr zufrieden, dass ich zu den Menschen gehen und ihnen erzählen konnte, was vor sich geht, und dass ich in den Menschen Mitgefühl erwecken konnte. Nach meinen

Vorträgen kehrte ich wieder in meine Höhle zurück und wartete auf den kommenden Sonntag.

Dreimal wurde ich erwischt. Einmal war ich nachlässig. Beim Lesen aus der Bibel erwähnte ich die Sowjetregierung und sagte, sie sei „die einzige Regierung, auf die Gott nicht zornig ist.“ Da sprach mich ein ungefähr 25-jähriger Mann an, der anständig gekleidet war: „Großvater, kommen Sie her!“ Er führte mich aus der Menschenmenge heraus. – „Zeigen Sie Ihre Dokumente.“ – „Meine Dokumente können nur von Gott überprüft werden, und nicht von Ihnen, Sie sind Zivilist. Hier sind meine Dokumente.“ Ich zeigte auf die Bibel.

– Aus welchem Kloster kommen Sie? Oder sind Sie Kommunist?

– Mein einziges Dokument ist das Gottesbuch.

– Nein, Ihre Dokumente!

Ich fing an herumzustöbern und holte meinen Pass heraus. Im Pass war angegeben, dass ich 1875 geboren war.

– Zeigen Sie her.

Er untersuchte das Dokument. Ich hatte einen ziemlich guten Pass. Er wies mich als Wasilij Konstantinowitsch Iwanenko aus.

– Haben Sie noch andere Dokumente?

– Ja, eine Geburtsurkunde.

– Zeigen Sie die her.

Ich zeigte sie ihm. Dabei zog ich absichtlich ein Dokument heraus, das bezeugte, dass ich wegen Antisemitismus vorbestraft war. Als ich ihm meine Geburtsurkunde übergab, fiel dieses Dokument heraus. Er griff danach und las: „Wasilij Konstantinowitsch Iwanenko ist in diesem Jahr vom Militärgericht in Sewastopol wegen Agitation gegen das Sowjetregime und wegen Antisemitismus zu fünf Jahren Haft verurteilt worden.“

– Sie sind vorbestraft?

– Ja. Mich haben gottlose Menschen bestraft, die nicht an Gott glauben. Man hat uns Heilige angeklagt.

– Wofür?

– Für die Wahrheit.

– Nimm mal deine Brille ab. Wir gehen ins Revier.

– Gut, gehen wir. Wird man mich schlagen? Ihr schlagt ja alle.

– Wir werden Sie nicht schlagen.

Er führte mich über die Scheljawschaja-Straße zur Polizei. Auf dem Revier war ein Polizist, der meine Dokumente überprüfte und mich schließlich gehen ließ.

Das war dreimal passiert. Einmal warfen sie mich die Treppe hinunter, schlugen mich aber nicht. Die älteren Menschen wurden mehr oder weniger gut behandelt. Außerdem hatte ich immer eine Bibel dabei, versuchte immer, das Kreuz aus Versehen herausfallen zu lassen und trug auch immer eine Ikone bei mir. So kam ich einigermaßen ungeschoren davon.

Als er diese Notiz las, sagte er: „Geh, Großväterchen. Da du keine Juden magst, kannst Du nach Hause gehen.“

Zu dieser Zeit machte ich mir besonders viele Sorgen, weil die ganze Last auf Olga Romanowna fiel. Sie musste uns ernähren, behüten, beschützen.

Es gab etwa diesen Fall. Als wir anfangen, Flugblätter zu drucken, hatte ich die Aufgabe, diese Flugblätter auf dem Markt zu verteilen. Ich besuchte den jüdischen Markt, setzte mich wie ein Bettler in die Nähe einer Kapelle, legte die Flugblätter aus und ging. Da stieg ein Wind auf, der die Flugblätter über den ganzen Markt verstreute. Die Leute hoben sie auf. Wenn es gute Berichte vom Informationsbüro gab, brachten wir sie unters Volk.

Wenig später erfuhren wir, dass man unser Haus beschattete. Wir trugen sofort alles heraus und suchten uns ein neues Gebäude. Einige Tage später [B.7] kam unsere „Hausmeisterin“ [Olga Romanowna] und fand uns ein kleines Haus im Garten am anderen Ende der Stadt. Wir schlossen mit dem Eigentümer einen Mietvertrag ab und zogen dort ein. Wir brachten das Radio, die Schreibmaschine und die Druckerei in das neue Gebäude. Die Sachen wurden von uns in Teilen transportiert. Das Innere des Empfängers wurde in einem Korb untergebracht, die Verkleidung separat. Abends habe ich den Korb auf meinen Schultern getragen. Als erstes schufen wir dort ein Verlies. Dort fühlten wir uns, als wären wir in Gottes Schoß. Dieses Haus befand sich in der Kosakenstr. 50. Die Gestapo durchsuchte das Verlies mehrere Male. Sie haben ein besonderes Auge auf uns geworfen. Zweimal kamen sie mit einem Hund, fanden aber niemanden.

Tschetwertjakow brachte uns Waffen. Schitomirskij und ich hatten einen Revolver, und Brodkin bekam einen Browning ohne Patronen. Wir wussten, dass wenn uns die Deutschen finden würden, wir natürlich schießen müssten. Außerdem hatten alle Gift bei sich. Wir haben uns darauf geeinigt, Gift zu nehmen, um nicht gefoltert zu werden. Wir hatten Morphium, das wir in einer kleinen Schachtel trugen.

Es wurde besser, als wir im Keller lebten. Tagsüber stand immer einer am Fenster und schaute raus, während die anderen ihren Geschäften nachgingen: tippen, Dokumente schreiben, Zeugnisse schreiben. Während der Radiosendungen arbeitete niemand von uns. In der Nähe des Hauses gab es einen Garten und ein Gemüsebeet. Nachts konnten wir hinausgehen. Ich ging aber auch tagsüber mit einem Knappsack und einem Wanderstab hinaus. Von unserem Garten aus fiel der Blick auf ein Brachgelände. Wir bekamen Besuch von Partisanen, die mit Berichten oder wegen Waffen zu uns kamen.

In der Zeit, in der wir in der Kosaken-Straße lebten, hatten wir keinen einzigen Unglücksfall. Doch eines Tages wurde Tshetwertjakow, als er eine Sache erledigen wollte und fortging, umgebracht. Lisowjetz wurde gefangen genommen und hat sich vergiftet.

Als wir sahen, dass die Rote Armee nach Kiew zur Hilfe heranschritt, beschlossen Brodkin und Schitomirskij, sich den Partisanen anzuschließen. Sie nahmen ihre Waffen mit und gingen nach Winniza. Ich dachte mir, dass sie wiederkommen würden, sobald Winniza befreit sein würde. Ich blieb in Kiew, weil ich befürchtete, es in meinem Alter nicht nach Winniza zu schaffen. Also beschlossen wir, dass die drei gehen und ich bleibe. Brodkin, Schitomirskij und drei andere Russen gingen - Kostja, ein anderer, den wir „Käferchen“ nannten, und Ignatjenko.

Die Deutschen begannen sich zu regen. Die Unseren kamen näher.

Ich sagte zu Olga Romanovna, dass wir Mieter aufnehmen müssten, um keinen Verdacht zu erregen. Sie nahm Nekrassowa auf, die gut Deutsch sprach. Außerdem noch einen Professor, der auch Deutsch konnte. Als sie zu uns zogen, merkten das die Nachbarn nicht. Ich konnte in Ruhe durch die Straßen gehen und meine Reden halten. Ich hatte lange Haare und machte den Eindruck, als wäre ich entweder ein Mönch oder ein alter Priester. Alle hielten mich für einen Priester, besonders die Frauen. Ich führte weiterhin Gespräche mit den Menschen in der Nachbarschaft.

Die Deutschen und die Polizei marschierten die Häuser ab und befahlen den Einwohnern, ihre Wohnungen bis zum nächsten Tag zu verlassen. Davor schon hatten sie die Bewohner aus dem Stadtzentrum [B.8] in die Außenbezirke gejagt und Militärzonen eingerichtet. Das war im September 1943. Viele sind nach Demejewka<sup>8</sup> gegangen. Nachdem die Deutschen die gesamte Bevölkerung vertrieben hatten, begannen sie die Wohnungen auszurauben. Sie transportierten alles Hab und Gut aus den Wohnungen ab. Danach fingen sie an, die Leute auch aus Demejewka zu vertreiben. Sie gingen mit Peitschen von Wohnung zu Wohnung, jagten die Leute zum Bahnhof und von dort aus nach Winniza. Dann gingen sie durch die Dörfer, riegelten sie mit Sperrabteilungen ab und ließen niemanden herein. Dann sagten die Deutschen, dass sie alle Häuser in diesem Gebiet sprengen würden.

Wir beschlossen ins Dorf zu gehen und dort zu predigen. Ich nahm wieder meinen Wanderstab in die Hand und wir gingen los. Olga Romanowna sah wie eine Bäuerin aus. Wenn wir Rast einlegten, las ich aus dem Evangelium vor. Die Menschen haben uns zu dieser Zeit schon anders betrachtet. Als ich über die Sowjetmacht sprach, klappte ihnen der Mund auf.

Die Deutschen waren zu diesem Zeitpunkt ratlos. Es gab keine Polizei mehr. Meine Predigten hatten eine enorme Kraft. Ich habe über das Sowjetregime und über Moskau gesprochen. Unsere Siege in letzter Zeit waren kolossal. Diese Berichte brannten sich in die Köpfe der Leute ein. Ich erzählte von [den Schlachten von] Charkow und Kursk.

Allmählich erreichten wir das Dorf Chotowa: Meine Frau, ich, Stachowski, seine Frau und der Besitzer der Genossenschaft, in der sie arbeitete. Wir hielten dort an, um zu übernachten. Dann gingen wir weiter nach Krugliki und beschlossen dort zu bleiben. Wir vergruben uns im Stroh und aßen nur Kartoffeln. Wir überließen uns dem Schicksal und warteten jeden Tag darauf, dass die Deutschen kommen und uns erschießen würden. Doch plötzlich kam diese Frau und sagte: „Die Deutschen ziehen sich zurück!“ Natürlich haben wir nicht sofort daran geglaubt. Wir schauten und sahen, dass sie sich in der Tat zurückzogen. Am 5. September hieß es, die Bolschewiki seien schon in Podol<sup>9</sup> und würden hierher vorrücken.

Es ist nicht möglich unser Gefühl zu vermitteln, als wir erfuhren, dass die Bolschewiki zu uns vorrückten. Wir hatten nur Angst davor, dass man uns einen

---

<sup>8</sup> Historischer Ort im Bezirk Holossijiw der Stadt Kiew.

<sup>9</sup> Eines der ältesten Stadtviertel in Kiew, am rechten (westlichen) Dneprufer nördlich der Innenstadt.

halben Meter vor der Freiheit erschießen würde. Als die Deutschen gingen, warfen sie Granaten in die Keller und sprengten sie in die Luft.

Eines schönen Tages sahen wir, dass von der anderen Seite Granaten flogen und in der Nähe unserer Grube landeten. Es war der 6. November. Kiew wurde bereits eingenommen. Das Feuergefecht hielt drei oder vier Stunden lang an.

Olga Romanowna betätigte sich als Aufklärerin, sie war eine ausgesprochene Hasardeurin. Sie riß die Tür zu unserem Untergrund auf und rief: „Da ist ein sowjetischer Panzer!“ Wir erstarrten. Ich wollte zu den sowjetischen Panzern rennen, aber die Tränen kamen hoch und ich begann zu schluchzen.

Als wir fühlten, dass wir befreit worden waren, sagte ich: „Weißt du was, Olja, lass uns nach Kiew gehen. Wenn Gott uns bisher gerettet hat, wird er uns weiterhin retten.“ Ich war der erste Jude, der Kiew betrat. Am 7. November war ich schon in der Stadt.

Ich habe Chruschtschow am 8. September mit eigenen Augen gesehen. Er war in einer Militäruniform und besah die Stadt. Ich hatte einen Bart. Ich wollte zu Nikita Sergejewitsch gehen und sagen: „Ich bin der erste Jude in der Stadt.“

Sie können sich gar nicht vorstellen, was es bedeutet, das Recht auf Leben zu haben. Mit welchem Stolz ich zu meinem Chreschtschatik<sup>10</sup> ging, der völlig zerstört war! Ich gehe die Straße entlang, der sowjetische Himmel ist über mir, ich atme die sowjetische Luft ein, niemand wird mich anfassen, ich muss mich nicht mehr umschauen. Freiheit! [B.9]

Als ich auf dem Markt saß, habe ich die schrecklichsten Dinge gesehen. Ukrainer und Russen wurden wie Vieh behandelt. Die Deutschen liefen herum mit Peitschen wie Herrscher. Sie nahmen alles, was ihnen gefiel. Sie nahmen sich aus den Körben, von den Ständen, sie hatten keine Hemmungen.

Es gab eine Zeit, da wurden Menschen regelrecht gejagt: alte Männer und Frauen, junge Frauen, sie wurden wie Hunde in Fahrzeuge geladen und zur Arbeit nach Deutschland oder anderswo abtransportiert.

Es gab mal so einen Vorfall. Ein alter Mann verkaufte irgendwelche Sachen. Ein Polizist kam hinzu, beschimpfte den Mann als Kommunisten und schlug ihm mit der Peitsche ins Gesicht. Dann nahm er ihm seine Sachen weg und ging weiter. Die Polizei<sup>11</sup> war besonders brutal. Die Polizisten plünderten viel öfter als die Deutschen und schlugen auch mehr. Brüder haben ihre eigenen Brüder umgebracht.

Lisowjetz hatte unsere Organisation geleitet.

Natürlich brauchten wir Geld, denn wir mussten von etwas leben, wir brauchten Waffen und mussten Dokumente kaufen. Außerdem kamen Kriegsgefangene an, barfüßig und nackt. Wir mussten sie waschen und ihnen Kleidung besorgen. In dieser Zeit haben wir hundert oder zweihundert Menschen geholfen. Sie kamen zu uns, blieben zwei oder drei Tage. In der Zeit kräftigten sie sich etwas mit Nahrung, erholten sich, erhielten Dokumente und gingen weiter. Die meisten kamen sie mit einer Notiz von Tschetwertjakow. Manchmal informierte uns

---

<sup>10</sup> Eine Hauptstraße im Zentrum von Kiew.

<sup>11</sup> Gemeint ist die einheimische Hilfspolizei.

aber auch Lisowjetz, dass heute der und der kommt und morgen der und der, oder er bringt jemanden mit.

Eines Tages kam Lisowjetzs Kamerad Sergej Bjelezkij zu ihm und sagte, das Zentralkomitee der Partei habe Geld geschickt und verlange, dass einer von uns dieses Geld abholen solle. Um zu beweisen, dass es Geld gibt, gab er uns siebentausend. Doch wir glaubten ihm nicht. Besonders meine Frau bestand darauf: „Bleib hier, Mitja. Wenn sie Geld geschickt haben, dann sollen sie es wieder zurücknehmen.“ Olga Romanowna verabredete sich mit ihm für den nächsten Tag an der Kreuzung der Kuznjetschnaja- und der Scheljanskaja-Straße. Doch er kam weder am ersten, noch am zweiten, noch am dritten Tag.

Lisowjetzs Frau war Ärztin in Nischyn. Sie wurde erschossen. Lisowjetz hat Gift geschluckt.

Es gab noch einen Iwan Filippowitsch Kotscherga. Er hat einen Orden für diese Sache bekommen. Er erzählte uns, dass Lisowjetz und Bjelezkij von der Gestapo verhaftet worden seien. Lipowjetz habe auf dem Weg zum Gestapo-Revier Gift geschluckt, und Bjelezkij wurde erschossen. Er hat niemanden verraten.

Tschetwjerjakow wurde ein oder zwei Tage vor der Ankunft der Roten Armee erschossen. Er lag im gefesselten Zustand tot auf der Straße, mit fünf Kugeln in seinem Körper.

Am 7. November bin ich nach Kiew gekommen. Ich ging gleich zur Arbeit und arbeite bis heute unermüdlich. Ich habe einen sehr anspruchsvollen Arbeitsabschnitt übernommen, aber mein Abschnitt läuft besser als andere Abschnitte. Ich genieße großes Vertrauen seitens der Partei- und Sowjetorganisationen. Sie geben mir alle möglichen schwierigen Aufgaben. Jetzt kostet mich die Arbeit viel mehr Kraft als vor dem Krieg. [B.10]